Nr. 199. 42. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 21. April 1913

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Bellum gallicum.

T. W. Die Franzosen haben behauptet, daß der Zwischenfall von Nancy künstlich zu einer Staatsaktion aufgebauscht worden sei, und die meisten englischen Blätter haben ihnen beigestimmt. Diese Art, die Dinge zu betrachten, ist doch wohl allzu bequem und entspricht der Methode jener Köchinnen, die das Porzellan zerbrechen und noch obendrein beleidigt sind. Gewiß, es ist nicht nur in Ilion gesündigt worden, wir kennen all die Fehler unserer sprunghaften Politik, und wir sehen auch, wie aufreizend und wie kompromittierend die alldeutsche Zeitungsliteratur, dieses Gemisch von Tinte und Alkohol, auf das gesamte Ausland wirkt. Wir geben, wenn wir alles gerecht abwägen wollen, auch gern zu, daß hunderttausende Deutsche in Frankreich leben und nach Frankreich gehen, ohne daß man ihnen den Hut vom Kopfe schlägt, und wer das Leben dort genauer betrachtet hat, weiß sogar, daß nicht jeder deutsche Gast sich ganz so manierlich wie die Sonntagsgäste von Nancy benimmt. Aber wenn man auch keineswegs alle Steine den Nachbarn zuwälzen darf, so bleibt doch bestehen, daß man nun seit Jahr und Tag allem Tun und Denken in Frankreich eine deutschfeindliche Richtung gegeben und das französische Volk künstlich mit neuer Abneigung und mit sinnlosen Befürchtungen vollgepfropft hat. Es bleibt bestehen, daß für jeden persönlichen und jeden politischen Erfolg, daß für die „nationale Erneuerung", die Präsidentenwahl, die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, eine antideutsche Kampagne gewissermaßen als notwendige Vorbedingung erschien. Die brutale Entladung dieser Stimmung mag ein vereinzelter Vorgang gewesen sein. Aber auch alte Pariserhuftasten kehren mit sehr unerfreulichen Eindrücken heim.

In dieser ganzen Kalamität war es bisher besonders traurig und bedenklich, daß — immer von Jaurès und den Sozialisten abgesehen — die Unruhestifterei in Frankreich selbst keinen Widerspruch, die entstellende Lüge keine Zurückweisung fand. Aus mancher Privatkorrespondenz geht hervor, wie man selbst in vorurteilsfreien Kreisen das dort und hier gleich beliebte Einschüchterungswort „antinational" fürchtete und wie jede verständige Abwehr für ein schweres Wagnis galt. Erst in den letzten Wochen zeigte sich etwas wie eine ganz leise Wandlung, und die Reichstagsrede des Herrn v. Bethmann Hollweg, die mit dem französischen Empfinden rechnete, hat dabei mitgewirkt. Allerdings, ein Blatt wie der „Temps" beteiligte sich nicht an dieser Beruhigungsaktion, aber gerade die wildeste Boulevardpresse hält sich, die übergroße Verantwortung erkennend, etwas vorsichtiger zurück. In dem Wochenblatte „L'Opinion", das zu keiner übermäßigen Deutschfreundlichkeit neigt, empfahl am 12. April Herr Maurice Colrat, nach der Einführung der dreijährigen Dienstzeit sich mit Deutschland auszusprechen, und er erklärte, daß „eine französisch-deutsche Annäherung wenig wünschenswert, eine Reihe von umgrenzten Einzelabmachungen jedoch immer möglich sei". In dem neuesten Heft der „Revue", die sich vor kurzem noch solchen Gedanken verschloß, hat der Figaroredakteur Georges Bourdon, der vor einigen Monaten in Deutschland war, zwischen unklaren Wünschen sehr deutliche Wahrheiten über die Friedfertigkeit der deutschen Politik, und mit anerkennenswertem Mute empfiehlt er seinen Landsleuten, sich auch selber zu prüfen, warnt er sie vor dem falschen Begleitlärm des Vaterlandsgefühls. Wird der Zwischenfall von Nancy die Zahl der klugen und ehrlichen Warner vermehren, ihnen Gehör verschaffen und ihren Worten Nachdruck verleihen, oder wird er nur jene verärgerte Stimmung zurücklassen, in welcher der chauvinistische Weizen gedeiht? Dieser Zwischenfall kann eine einigermaßen günstige Wirkung nur dann haben, wenn man in beiden Ländern dem johlenden Caféhaus- und Bierbankjournalismus entgegentritt, — wenn man erklärt, daß die Bramarbasmanier nicht zu den guten französischen Manieren zählt, und daß das Geschimpf nicht die deutsche Sprache ist. Es ist zu befürchten, daß die Rede, die Herr Barthou, der französische Ministerpräsident, gestern geschwungen hat, diesen erziehlichen Einfluß nicht ausüben wird. Eine gute Sache bedarf solch gereizter Rhetorik nicht.

Die Völker hätten schon deshalb die Pflicht, auf ihrer Hut zu sein, weil fast immer jemand da ist, der sie von hinten heimlich vortreibt und den ihr Unfrieden ernährt. Als die deutsche Regierung in der Agadirperiode die Abtretung oder vielmehr den Eintausch der Kongokolonie forderte, lebte sie in dem irrigen Wahn, dieser Vorschlag, der dann ein solches Halloh verursachte, würde vielen Franzosen nicht unangenehm sein, und Pariser Finanzkreise, die an den eigenen Profit dachten, hatten diesen in jeder Beziehung falschen Weg gezeigt. Man kann ja heute sagen, daß der verstorbene Kaiserbankier Delbrück, in bestem Glauben und in redlichster Friedensabsicht, damals diese Lösung empfahl, und es braucht nicht daran erinnert zu werden, daß aus dem vorschnell eingeleiteten Handel beinahe die schlimmste der Katastrophen entstand. Genau wie die französischen Finanzleute damals ohne Rücksicht auf die Folgen bemüht waren, ihre Taschen zu füllen, denken der Stummsche Schwiegersohn, Herr v. Schubert, und die Dillinger Werke, die für ihre französischen Kompagnons kein Waffengeheimnis haben, nur ans Geschäft, und genau so vorurteilslos verfährt die Waffenfabrik, die rüstungsfördernde Notizchen in französische Zeitungen einzuschmuggeln versucht. Und Krupp, dieses preußische Heiligtum, zu dem Monarchen und Minister pilgern, Krupp, dem man jede Konkurrenz fernhält, hat nun auch seinen peinlichen Prozeß, und es gäbe wohl noch manches über diese patriotischen Unternehmungen zu sagen, in denen man einträgliche Ehrenposten mit einflußreichen Beamten und Offizieren besetzt. Hinter all der Rüstungsagitation steht das Kontor, wo man, zwischen Hochrufen aufs Vaterland, dem Ausland billigere Preise macht. Und bei uns wie in Frankreich deckt in zahllosen Fällen die nationale Fahne einfach einen Kassenschrank.

So vieles und noch allerlei anderes haben wir in der vergangenen Woche erlebt, und wir haben auch gesehen, daß man im preußischen Abgeordnetenhaus wieder einmal die Erfüllung des königlichen Wahlrechtsversprechens verweigerte, und daß man im Reichstag wieder einmal die Notwendigkeit von Heeresersparnissen und Reformen bestritt. Zwischen all den Sensationen und Debatten kam uns die Kunde, daß in der idyllischen Umgebung der Saalburg zwei wissenschaftlich geprüfte Römerschanzen entstanden sind, und geachtete Autoritäten versichern, daß diese historische Erdarbeit wirklich einen Lehrwert besitzt. Während wir mit den modernen Galliern haderten, wuchs also dort ein Bollwerk aus den Tagen des bellum gallicum empor, während die Parlamentarier über Heeresreformen sprachen, schufen hundert und fünfzig preußische Pioniere mit antikem Werkzeug einen Römerwall, und während am Königsplatz betrübende Dinge aus der Gegenwart ans Licht gezogen wurden, ward bei der Saalburg die Strategie alter Zeiten ans Licht gebracht. In diesem Nebeneinander der Dinge liegt unbestreitbar ein gewisser Reiz. Dort die anstürmenden Probleme und Sorgen des Tages, und hier die Schanzen der Vergangenheit.

Eine Rede des Ministerpräsidenten Barthou.

Bei dem alljährlichen Wohltätigkeitsfest der Lehrervereinigung hielt gestern, wie aus Paris telegraphiert wird, der Ministerpräsident Barthou eine Rede, in der er unter anderem sagte:

„Diejenigen beurteilen Frankreich falsch und verkennen unser Land, die es hinstellen als fähig, ich weiß nicht welcher chauvinistischen Angriffe. Die öffentliche Meinung und die französische Presse sind unter entscheidenden und schwierigen Umständen eins darin gewesen, zu zeigen, in welchem Maße sie kaltes Blut und das Gefühl ihrer Würde zu wahren verstehen. Man muß es sehr laut sagen, daß wir, indem wir solche Beispiele geben, zu denen gehören, die von niemandem Lektionen zu empfangen haben. (Beifall.) All zu oft hat ein Chauvinismus, wie man ihn uns zu Unrecht vorwirft, sich jenseits der Grenze gezeigt. Frankreich ist dem Frieden ergeben, aber es will nur einen Frieden unter Wahrung seiner Würde, seiner Interessen und seiner Rechte und nicht unter Aufgabe seiner Erinnerungen, seiner Vergangenheit und seiner zivilisatorischen Mission. Soeben habe ich mit tiefer Bewegung gesehen, wie am Beginn dieser Veranstaltung die Turner sich vor unserer Fahne verneigten. (Beifall.) Es ist niemand hier, der sich nicht verneigt hätte, der sich nicht erhoben und die Trikolore begrüßt hätte, die von ruhmreichen Erinnerungen an die Vergangenheit und strahlenden Hoffnungen für die Zukunft umweht wird."

Der Rede folgte langanhaltender Beifall. Sie wird schwerlich dazu beitragen, die von den einsichtigen Kreisen in beiden Ländern angestrebte Beruhigung der Geister zu fördern. Daß man den Franzosen „zu Unrecht" Chauvinismus vorwirft — das heißt also, daß überhaupt kein Chauvinismus in Frankreich existiert —, ist eine überaus kühne Behauptung, die von niemandem in Deutschland als zutreffend angesehen werden wird, und der Hinweis auf die „strahlenden Hoffnungen für die Zukunft" gehört zwar zum eisernen Bestand der französischen Rhetorik, hat aber durchaus keinen Sinn, wenn man, wie wir gern glauben, „dem Frieden ergeben ist" und die Hoffnungen nicht zu verwirklichen gedenkt. Herr Barthou hat offenbar das Bedürfnis gefühlt, sich die Gunst derjenigen zurückzugewinnen, denen seine Haltung in der Nancyaffäre mißfiel. Gerade als er seine Rede hielt, hatten die großen Pariser Blätter die schnelle Erledigung des Zwischenfalls und die Freilassung des in Deutschland verhafteten Hauptmanns Lemerle mit Worten der Befriedigung begrüßt.

Die Erledigung des Nancyzwischenfalls.

Der Hauptmann Lemerle freigelassen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

VA Paris, 20. April.

Die prompte Klärung der Nancy-Angelegenheit, die Erklärung, daß auch für Deutschland der Zwischenfall in politischer Hinsicht abgeschlossen sei, hat hier bei den besonneren Elementen der öffentlichen Meinung eine gute Wirkung gehabt, und die Zeitungen geben dieser Genugtuung heute Ausdruck. Man hatte doch in einigen Kreisen gefürchtet, daß vielleicht durch ein gerichtliches Verfahren oder durch ein diplomatisches Bestehen auf zahlreichen

Auf der Elektrischen.

Von **Paul Schüler.** [Nachdruck verboten.]

Fifi.

Eine Dame betritt den Wagen: wie aus einer Modezeitung ausschnitten. Sie nimmt Platz und mit ihr ein ganz, ganz kleines Hündchen mit braunem, seidenem Fellchen, ein unentwegter Zitterer. In die Herrin im Arm hält und liebevoll gegen den Busen drückt. Was sich doch mal um, Fifi," flüstert sie dem kleinen Liebling zu. Fifi tut es. „Gefällt's dir hier?" Fifi läßt es dahingestellt. Aber es ihm nicht gefällt, das ist der ledergeflochtene Maulkorb. Den trägt er an, wie wenn er ihn wegniesen könnte. „Der dumme Maulkorb," sagt sie. Am liebsten hätte sie ihn sich selber vorgebunden, mitleidig war sie.

Der Schaffner kommt und hält ihr den Fahrschein hin. Was will der Mensch? denkt Fifi und fährt ihm wütend in die Parade. Zugleich bellt er einen Ton hören, der auf keinem Klavier zu finden ist und eine Primadonna neidisch machen könnte. Der Schaffner fährt erschrocken zurück. Auf die Attacke war er nicht vorbereitet. „Schäm' dich mal ein bißchen," sagt die Dame. Und damit ist für sie der Fall erledigt. Gleichviel, ob er sich nun wirklich schämt oder nicht. Der Schaffner bekommt eine Wut auf das Hündchen, wäre aber bereit, dieses Gefühl gegen ein angemessenes Trinkgeld zu unterdrücken. Allein er kriegt keins. Und darum sagt er: „So'n Biest!"

Die Dame sah ihn vorwurfsvoll an. Fifi ein Biest? Ihr Liebling auf Schoßhund ein Biest?? Sie hätte nicht beleidigter sein können, wenn er sie selber mit dem Biest gemeint hätte. Oder hatte er sie am Ende gemeint, weil sie ihm kein Trinkgeld gegeben hatte? Das blieb im unklaren.

Fifi atmete schwer. Die Anstrengung des Bellens hatte ihn mitgenommen. Gemütserregungen legten sich immer auf sein nervöses Asthma. „Luft, Luft!" schien er zu sagen: „Fort mit dem Maulkorb! Freiheit der Fresse! Sonst platz' ich." Ein Blick in die tränenden Augen, und Frauchen hatte seine Wünsche verstanden. Und sie machte sich daran, dem zitternden Liebling seinen Maulkorb abzunehmen. Aber da kam auch schon der Schaffner und sagte: „Das geht nicht. Meine Dame; den Maulkorb muß er anbehalten." „Ja, ja," versetzte sie, „er soll nur etwas verschnaufen; Sie seh'n doch, daß er leidend ist." Der Schaffner zuckte die Schultern. Leidend oder nicht, das war ihm Wurst. Von ihm aus hätte das Vieh auf der Stelle den Schlag kriegen können. „Bedauere," sagte er im Vollgefühl seiner Macht, „einen Hund ohne Maulkorb darf ich in dem Wagen nicht dulden." Worauf Fifi unter Beteuerungen des Mitleids und der Liebe den Maulkorb wieder umbekam. Der Schaffner triumphierte. Die Dame war wütend. So'n Biest — dachte er. So'n Biest — dachte sie.

Der Kampf der Hüte.

Der Herr Referendar saß in der Elektrischen, um nach dem bayerischen Viertel zu fahren. Er hatte seinen Zylinder auf und beabsichtigte, bei dem Herrn Landgerichtsdirektor einen Besuch zu machen. Nur zerstreut blickte er in das Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt; denn ihn beschäftigte der Gedanke, wie er sich zu verhalten hätte, um bei dem Vorgesetzten und seiner Gattin einen guten Eindruck zu machen.

Während er diese Ueberlegung anstellte, bekam er plötzlich von hinten einen Stoß, der bewirkte, daß ihm der Zylinder ins Gesicht rutschte. Er sah sich um: natürlich eine Dame mit einem dieser breitrandigen Hüte, die nicht einmal mehr Mode waren. Aber diese Sitze, auf denen die Leute mit dem Rücken gegeneinander sitzen, sind auch zu unpraktisch. Er rückte sich seinen Zylinder zurecht und beugte sich tiefer auf das Zeitungsblatt, um seine Angriffsfläche zu bieten. Der Rücken war ordentlich krumm gebogen.

Aber es sollte ihm nichts nützen. Ein neuer Stoß, der ihm den Hut bis auf die Nase trieb, belehrte ihn, daß der Machtbereich dieser Frau sich doch weiter erstreckte, als er dachte. Er schob den Zylinder ein zweites Mal aus dem Gesicht und erhob sich, um an der nächsten Haltestelle auszusteigen. Denn hier in der Nähe wohnte sein Vorgesetzter.

Der Referendar war wütend. Als junger Jurist gewohnt, alle Dinge unter einen rechtlichen Gesichtswinkel zu bringen, sagte er sich, daß diese Frau zweifellos in fahrlässiger und rechtswidriger Weise in die Sphäre seiner Persönlichkeit eingegriffen habe, und zwar im Rückfalle, indem sie ihre deliktmäßige Handlung gleich zweimal hintereinander verübte. Ob er diese Handlung als groben Unfug oder Beleidigung, als versuchte Sachbeschädigung oder als Besitzstörung charakterisieren oder ob er darin eine neue, vom Gesetz noch nicht aufgenommene Beeinträchtigung des Rechts am eigenen Hute erblicken sollte, darüber war sich unser Jurist noch nicht einig. Aber sein Gerechtigkeitsgefühl verlangte jedenfalls, daß man dieser Frau den Standpunkt klar machte, damit sie nicht wieder auf einen Platze, der beiderseitige Rücksicht verlangte, sich so rücksichtslos benehme.

Mit einem Zornesblick, die Stirn in finsteren Falten, wandte er sich zu der Missetäterin, die sich jetzt ebenfalls erhob. „Guten Tag," sagte diese, und nun hätte man sehen müssen, wie sich der Ausdruck in den Zügen des Rechtsbeflissenen urplötzlich änderte. Mit einer Fixigkeit, die einem gelernten Mimen Ehre gemacht hätte, wandelte sich der Zorn in Starrheit, die Starrheit in Milde, und wo eben noch Gift war, da war jetzt eitel Honig. „Guten Tag, Frau Landgerichtsdirektor," stammelte er, und bat sie innerlich um Verzeihung für alles, was er ihr hatte sagen wollen. „Also Sie waren der Herr," lächelte sie ein wenig spitz, „der mich immer mit seinem Zylinder stieß? Nun sagen Sie bloß, Herr Referendar, was hat Ihnen denn eigentlich mein armer Hut getan?"

Der Kontrolleur.

„Bitte den Fahrschein." Man hatte an nichts Böses gedacht, und nun erschien auf einmal wie aus dem Boden gewachsen der Kontrolleur. Du müßtest ja eigentlich auf ihn gefaßt sein. Allein du denkst, in deinen Wagen wird er schon nicht kommen. Und nun ist er doch gekommen und verbreitet jenes Unbehagen, das der gute Preuße empfindet, wenn ein Beamter im Dienstrock vor ihm auftaucht. Ein Ruck geht durch die Passagiere, und die Frage: wo hast du deinen Fahrschein gelassen? beschäftigt alle Gemüter.

Ein durchknipster Fahrschein ist kein Wertpapier. Du kannst nie wieder so viel für ihn bekommen, wie du für ihn bezahlt hast. Aber wenn er dir auch nichts einbringt, so liegt er dir doch die Pflicht auf, ihn während der Fahrt aufzubewahren und auf Verlangen vorzuzeigen. Um ihn vorzuzeigen, muß man ihn erst haben. Und nun geht das Suchen los. Die Hände greifen in die Taschen, hinters Ohr, in das Hutband, und was es sonst für Aufbewahrungsorte gibt. Aber was da zum Vorschein kommt, das ist nur noch der Schatten eines Fahrscheins. Der eine hat sich in eine Art Zahnstocher verwandelt, der andere in eine Tüte, der dritte ist völlig zerknüllt, der vierte zu Püree gerieben, und beim fünften ist das Loch, das der Schaffner geknipst hat, das einzige, was unbeschädigt blieb. Es ist, als wenn er eine Seelenwanderung durchgemacht und dabei die abenteuerlichsten Formen angenommen hatte.

Jetzt beginnt eine rege Tätigkeit. Der Wagen wird zur Reparaturwerkstatt. Man faltet auseinander, man streicht glatt, man bessert aus, man rettet, was zu retten ist. Wohl denen, die ihre Papiere in Ordnung haben. Aber wie wird es dem jungen Mädchen dort ergehen? Sie hat eine Kriminalgeschichte gelesen — diese jungen Mädchen sind so lesebedürftig, und die Fahrt ins Geschäft ist